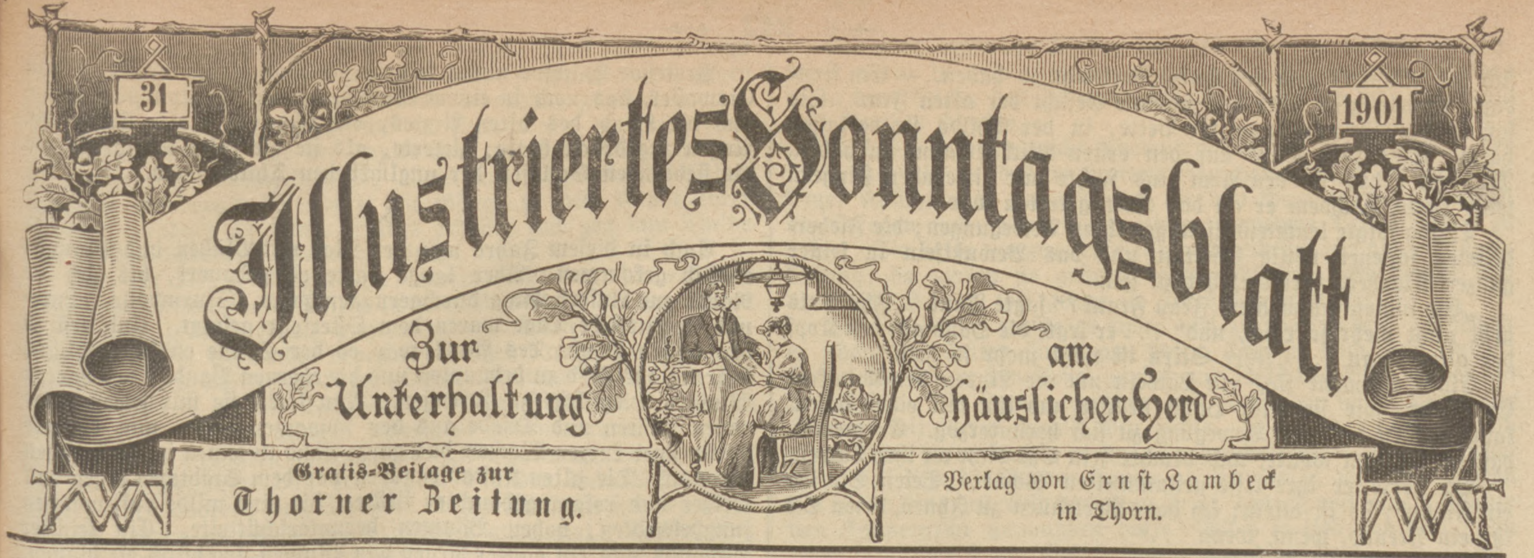

31 Illustriertes Sonntagsblatt 1901
Zur Unterhaltung am häuslichen Herd
Gratis-Beilage zur Thorner Zeitung.
Verlag von Ernst Lambeck in Thorn.

Aus freudelosem Hause.

Roman von Edward Stilgebauer.

(Fortsetzung.)

Auch Frau Frank hatte sich der kalten Märzluft ausgesetzt. Als die ersten milden, täuschenden Sonnenstrahlen auf die Erde herniederschienen, als man des Mittags, wenn es der Ofen gar zu gut meinte, das Fenster für einen Moment öffnen konnte, hatte es sich die alte Frau nicht ausreden lassen, einmal auf den Friedhof zu gehen, um nach Willys Grabe zu sehen. Das Unglück hatte es gewollt, daß gerade an diesem Tage das Wetter, das warm und heiter schien, ganz plötzlich umschlug. Ein kalter Nordost hatte ein Schneegestöber mit sich gebracht, von dem Thilda und die Mutter überrascht wurden. Die mit diesem Ausgange natürlich verbundene innere Aufregung und Erhitzung zusammen mit dem jähen Wechsel der Temperatur und dem diesen begleitenden schneidend kalten Winde, der ihnen beim Nachhausegehen entgegenpfiff, warfen die schwache, unter der Last des Alters und des Schmerzes gebeugte Frau auf das Krankenlager; es befiel sie ein heftiger Schüttelfrost, nachdem sie kaum nach Hause zurückgekehrt war, und alle Liebe und Aufopferung vermochte der Krankheit, die sich rasch entwickelte, keinen Einhalt mehr zu thun.

Das waren traurige Tage für Thilda, Tage und Nächte, denn sie wich nicht von dem Bette der Kranken und gönnte sich keinen Schlaf. Paul Richter war dermaßen in der Schule in Anspruch genommen, daß er sich nur dreimal am Tage, ehe er ging und wenn er kam, kurz nach Frau Franks Befinden erkundigen konnte. Die Nachrichten lauteten wenig tröstlich. Drei oder vier Tage blieb sich der Zustand im ganzen gleich. Das Fieber war mit solcher Heftigkeit aufgetreten, daß Frau Frank das Bewußtsein völlig verloren hatte. Hoffend und betend saß Thilda an ihrem Bette und befolgte die Anordnungen des Arztes, der jeden Morgen und jeden Abend nach der Kranken sah, auf das gewissenhafteste.

Es war am Abend des fünften Tages, als Thilda von Müdigkeit völlig erschöpft auf dem Sessel vor dem Krankenbette der Mutter in einen leisen Schlummer gefallen war. Aber man sah es der Schlummernden an, an dem blassen Gesicht, an den schmerzverzogenen Muskeln, daß quälende Gedanken der Angst und der Sorge den Kopf erfüllten und ihn auch im Schlafe zu keiner rechten Ruhe kommen ließen.

Die alte Frau lag immer noch in demselben Zustande in ihrem Bette. Dieser Zustand glich einem Schlafe bei offenen Augen. Mühsam hob und senkte sich ihre Brust. Die Augen waren starren Blickes nach der Decke des Zimmers gerichtet, und nichts als der schwere, rasselnde Atem und das Keuchen der Brust verrieten, daß noch Leben in diesem regungslos daliegenden Körper. Auf einmal schien es Thilda in ihrem Schlummer, als höre sie von leise raunenden Lippen ihren Namen deutlich ausgesprochen. Sie fuhr empor wie aus einem Traume. „Mutter, Mutterchen!“ fragte sie ein über das andere Mal, „hast Du mir gerufen, Mutterchen?“

Ein heller, freundlicher Blick aus den Augen der Kranken traf Thilda. Die Macht des Fiebers schien gebrochen.

„Hast Du mir gerufen, Mutterchen?“ fragte Thilda nochmals. „Willst Du etwas? Geht es Dir besser, Mutterchen? Ach ja, es geht Dir ja besser!“

Die alte Frau nickte bejahend den Kopf. Sie schien vollständig bei Besinnung zu sein. Sie machte eine Bewegung, als ob sie sich im Bette aufrichten wollte. Thilda war ihr behilflich, sie rückte die Kopfkissen unter dem Rücken der Mutter zusammen, so daß diese halb aufrecht im Bette saß. Ihre Lippen bewegten sich leise, sie schien sprechen zu wollen.

Thilda hielt das Ohr ganz dicht an die Lippen der Mutter. Endlich vernahm sie die von der alten Frau ganz leise gemurmelten Worte: „Ist Herr Richter zu Hause? Ich hätte ihn gerne gesehen, Thildchen.“

„Ich weiß es nicht, Mutterchen,“ antwortete Thilda; „wenn ich Dich ein Augenblickchen allein lassen darf, dann will ich drüben in seinem Zimmer nachsehen, ob er schon zurückgekommen ist.“

Frau Frank nickte mit aller Anstrengung leise mit dem Kopfe. Es schien sich um einen Herzenswunsch der alten Frau zu handeln; aber das wenige Reden schien sie ungemein anzugreifen, denn große Schweißtropfen perlten auf ihrer Stirn. Thilda trocknete diese mit ihrem Taschentuch; dann warf sie noch einen zärtlichen Blick voller Liebe und Mitleid auf die alte Frau und wandte sich zur Thür. Als sie diese geöffnet hatte, wollte es der Zufall, daß Richter in diesem Momente gerade die Treppe heraufkam. Er schlich mehr, als er ging; er wollte durch seine Schritte die Kranke nicht aus dem Schlafe stören, im Falle dieser sich eingestellt hätte. Zu seinem Erstaunen gewahrte er Thilda, die auf der obersten Stufe der Treppe stand und ihn zu erwarten schien.

„Wie geht es Ihrer Mutter?“ fragte er in besorgtem Ton.

„Es scheint ihr heute abend etwas besser zu gehen,“ antwortete Thilda. „Es ist aber gut, daß Sie kommen; sie hat nach Ihnen gefragt.“

Er war freudig überrascht über diese Wendung, da Frau Frank während der fünf Tage ihres Krankseins so gut wie gar keine Teilnahme gezeigt hatte, und folgte Thilda in das Zimmer, ohne



Lieblinge. Nach der Originalzeichnung von Max Weblus. (Mit Text.)

sich des Mantels und des Hutes entledigt zu haben. — Ein freudiges Lächeln glitt über das schmale Gesicht der alten Frau. Sie saß in derselben Haltung im Bette, in der Thilda sie verlassen hatte. Sie schien Paul auf den ersten Blick erkannt zu haben. Mühsam erhob sie den Arm und suchte mit zitternden Fingern seine Hand, nachdem er an das Bett getreten war.

Thilda folgte leuchtenden Auges ihren Bewegungen; die Fieberdelirien schienen völlig beseitigt und das Bewußtsein in seiner ganzen Klarheit zurückgekehrt zu sein.

„Sie fühlen sich wohler, Frau Frank?" sagte Paul. „Ihr Puls geht nicht mehr so rasch, und" . . . er legte die Hand auf den Kopf der alten Frau . . . „Ihre Stirn ist nicht mehr so heiß."

Einen Moment flog ein Lächeln um die Lippen der Kranken. Er fühlte, wie sie seine Hand drückte und ihn mit einer leisen, kaum wahrnehmbaren Bewegung zu sich herunterzog. Er merkte, daß sie sprechen wollte, und brachte sein Ohr dicht an ihre Lippen.

Da hörte er ihre leise gestammelten Worte: „Seien Sie ihr ein Freund; sie ist allein; ich habe Vertrauen zu Ihnen, seien Sie ihr ein Freund, wenn, wenn . . ."

Dann vernahm er nichts mehr.

Thilda konnte diese Worte nicht gehört haben, so leise wurden sie von der Kranken gesprochen. Doch sie schien etwas von dem zu ahnen, was die Mutter Paul zu sagen hatte. Ihre Augen waren ängstlich auf die Züge der Mutter gerichtet, als wolle sie aus diesen den Sinn ihrer Worte lesen und verstehen.

Paul drückte Frau Frank die Hand; er beugte sich zu ihr nieder und sagte leise: „Ich gebe Ihnen dieses Versprechen, Frau Frank."

Da glitt es einen Moment wie ein seliges Lächeln über die Züge der Kranken, wie ein Leuchten und Glänzen des Glückes; dann sank sie matt und kraftlos in die Kissen zurück.

Thilda hatte kein Auge von dem Antlitz der Mutter verwandt. Sie ahnte die Gedanken, die den Kopf der alten Frau erfüllten, auch ohne, daß sie die Worte der Mutter verstanden hatte. Und als Paul ihr die Hand reichend sagte: „Wir wollen gute Freunde sein und bleiben, Fräulein Thilda", da ward ihr klar, was ihm die Muter auf die Seele gebunden hatte; da stürzten ihr die hellen Thränen über die Wangen hinunter.

In diesem Augenblicke schien eine beängstigende Wandlung in dem Zustande der Kranken vor sich zu gehen. Sie schien vergeblich nach Atem zu ringen. Entsetzen faßte Thilda. Auch Paul hatte die plötzliche Veränderung im Wesen der Kranken wahrgenommen. Auch ihn faßte Entsetzen. Einen Moment war er zweifelhaft, ob er zum Arzte eilen, ob er Hilda mit der Sterbenden allein lassen sollte. Schließlich siegte in ihm der Gedanke, daß am Ende doch noch eine vage Hoffnung vorhanden sein könnte, das Drohende abzuwehren, daß der Arzt am Ende doch helfen könnte. Und so stürzte er zur Thüre hinaus, die Treppen hinunter.

Auch Thilda war das Schreckliche der Situation mit einem Male völlig klar geworden. In seiner ganzen Furchtbarkeit trat der Tod mit allen seinen Schauern vor ihre Seele. In dieser höchsten Not, als ihr die Thränen versagten und sie sich der Macht des Todes hilflos gegenübersah, wandte sich ihre Seele hinauf zu dem Vater alles Lebendigen, und auf die Kniee sinkend, betete sie inbrünstig: „Nur jetzt nicht, jetzt nicht, Vater im Himmel! Laß sie mir noch, laß sie mir noch, damit ich nicht allein diesen Kampf auszukämpfen habe!" kam es von ihren betenden Lippen.

Die Kranke verharrte in demselben Zustande. Minuten, eine Viertelstunde verrannen, und Thilda lag noch immer auf den Knieen. Da fuhr sie auf. Man kam die Treppen herauf. Paul hatte den Arzt zu Hause getroffen und ihn mitgebracht.

Der selbst schon im Greisenalter stehende Arzt machte ein ernstes Gesicht, da er, einen Blick auf die Kranke werfend, deren Zustand im ersten Augenblicke als hoffnungslos erkannt hatte. Atemlos lauschten die beiden; sie hingen an den Lippen des Arztes, der, den Puls der Kranken in der einen Hand haltend, sich mit der andern über seinen kahlen Scheitel fuhr. Das that Professor Wächter immer, wenn er einem hoffnungslosen Fall gegenüberstand. Endlich öffnete er die Lippen und sagte leise und ernst: „Die Kunst des Arztes ist hier zu Ende, meine Freunde; das Alter fordert seinen Tribut."

Paul stand mit gefalteten Händen im Hintergrunde des Zimmers, indessen Thilda mit lautem Schluchzen auf den Sessel am Fußende des Bettes niedergesunken war.

Professor Wächter hielt noch immer die Hand der Sterbenden. Immer leiser fühlte er das Blut in den Adern pulsieren . . . Da, ein Moment, das Herz stand still. Plötzlich und schmerzlos schien der Tod eingetreten zu sein. Ein heimlicher Friede lag auf den Zügen der Entschlafenen, als der Arzt ihr die Lider auf die gebrochenen Augen niederdrückte.

Vor Thildas Augen ward es schwarze, undurchdringliche Nacht. Paul fing sie in seinen Armen auf, sonst wäre sie auf den Boden des Zimmers gefallen. Er trug sie in seinen Armen auf das Sofa, wo er sie bettete.

Professor Wächter nahm sein Taschentuch, feuchtete es in dem Eiswasser, das noch in einem Waschbecken auf der Kommode stand, und die Hand des alten Arztes, die schon so vielen Toten die Augen zugedrückt hatte, zitterte, als sie die kalte Kompresse um die fiebernden Schläfen der unglücklichen Thilda band.

5.

Auch in diesem Jahre war der Mai mit Blühen und Prangen endlich gekommen. Aber lange hatte es gedauert, bis sich die Natur zur Auferstehung durchgerungen hatte. Sturmvolle, schnee- und regenreiche Tage waren dem Osterfeste gefolgt. Und erst in der letzten Woche des April war es der Sonne endlich geglückt, siegreich das Feld zu behaupten und die ehernen Bande eines harten Winters endgültig zu sprengen. Nun lockte sie mit jedem Tage neuen Blüten und Triebe aus der schwarzen Erde, nun kleidete sie in zwei kurzen Wochen das ganze Land in seinen jungfräulichen Schmuck. Die alten Kastanienalleen vor dem Städtchen lagen voll weißer und rosa-angehauchter Blüten, die eine milde Luft von den jungbelaubten, hohen Bäumen herunterschüttelte. Ein leichter Windstoß und ein ganzer Regen von Blumen flog durch die blauen, sonnerfüllten Lüfte und schwebte langsam auf die endlich erwachte Erde herab. In Blumengärten lag das ganze Städtchen; selbst vor den jetzt weitgeöffneten Fenstern in den alten Gassen standen die Topfpflanzen in buntem Flore. Und wenn man hinausging aus den engen Straßen, wo breitere Wege mit Bäumen bepflanzt waren, wo die Villen und Landhäuschen in schattigen wohlgepflegten Anlagen standen, dann bedeutete solch ein Spaziergang ein Fest für das die Schönheit liebende Auge und für das jugendlich noch empfängliche Herz. Endlos blau spannte sich der junge Frühlingshimmel über dem lieblichen Thale von einer Hügelkette zur andern, auf denen der neu sich schmückende Wald im hellen Grüne des Lenzes in den immer wärmer, immer goldener scheinenden Strahlen der Maiensonne prangte. Freudig rauschend, über die sich ihm in den Weg drängenden Felsen hüpfend, zog der Fluß seine Bahn durch das Thal, ein weithin schimmerndes, glitzerndes Silberband, kraftvolles junges Leben an seinen Ufern weckend. Um den hohen, auf dem Plateau eines Hügels stehenden Turm der alten Kirche zogen jubelnde Schwalben ihre weiten Kreise; ein Storchenpaar hatte sich auf dem Dache der Kirche eingenistet, dessen großes rundes Nest von weitem sichtbar war, und stand man da oben auf dem Plateau des Hügels vor dem Eingang der Kirche unter den hohen, hundertjährigen Platanenbäumen, dann bot sich ein herrliches Bild den erstaunten Blicken, dann schaute man weit hinaus in das im Frühlingskleide sich ausbreitende herrliche Land.

Lange hatte es auch gedauert, bis sich Thildas Schmerz zu legen und einer stillen Trauer Platz zu machen begann. Anfangs war sie, nachdem sie sich von einem schweren Unwohlsein allmählich erholt hatte, tagelang allein gewesen, hatte sich eingeschlossen in ihre Zimmer, hatte mit bitterem Weinen die Tage und Nächte hingebracht, und war selbst für Paul so gut wie unsichtbar gewesen. Von den ersten Tagen nach dem Tode der Mutter, von den furchtbaren Stunden, da man die Leiche aus dem Hause gebracht, wußte sie fast nichts. Allein auch dieses war glücklich vorübergegangen; ihre starke, gesunde Natur hatte das Fieber siegreich zurückgeschlagen, und bereits nach einer Woche vollständiger Ruhe hatte sie ihre häuslichen Geschäfte wieder aufnehmen und die ihr vom Arzt zur Verfügung gestellte Pflegerin entlassen können. Dann folgte jene Zeit, in der sie sich den leidenschaftlichen Ausbrüchen eines unbändigen Schmerzes hingab, wo sie allein und einsam auf ihrem Zimmer saß, oder hinauseilte auf den Friedhof, um die zu Hause begonnenen Klagen am Grabe der Mutter weiter fortzusetzen. Und endlich nach wochenlangem Bemühen, mit sanftem, tröstlichem Zureden und ernster Ermahnung war es Paul Richter geglückt, ihre Seele ein wenig zu beruhigen, ihr klar zu machen, daß dieses Wüten gegen ihre eigene Gesundheit, diese maßlose Hingebung an ein einziges Gefühl sie selbst zu Grunde richten und ihr keine Erlösung bringen werde.

Freilich von den täglichen Gängen nach dem Friedhof konnte er sie noch nicht abbringen. Eine alte Jugendfreundin, um ein beträchtliches älter als Thilda, die auch deren Mutter gut gekannt hatte, mit der sie seit Jahren eine innige Freundschaft verband, begleitete sie auf diesen Gängen. Käthchen Schäfer hatte auch im vergangenen Jahre ihre hochbetagte Mutter verloren. Die Gemeinsamkeit des Schmerzes und die Einsamkeit führte seit dem Tode von Frau Frank die beiden häufiger als früher zusammen. Für Thildas Gemütszustand war dieser tägliche Umgang gerade kein vorteilbringender. Mit Sorge gewahrte Paul Richter, daß Fräulein Schäfers verbitterte Weltanschauung auch in Thildas heiter angelegtem Gemüte Wurzel zu fassen begann. Käthchen Schäfer war eine unglückliche Person. Schon von Jugend auf durch ein körperliches Leiden von der Hoffnung ausgeschlossen, sich jemals eine eigene Heimat gründen zu können, hatte sie sich allmählich ganz in die Bestimmung eingelebt, die Stütze ihrer Mutter zu

sein. Mit deren Tode hatte sie so den einzigen Zweck ihres Daseins verloren, und Neid gegen die andern erfüllte ihr Inneres, gegen die andern, denen ein freundlicheres Lebenslos zugefallen war. Die Freude kam nicht mehr auf in ihrer Seele vor dem ewig nagenden Gedanken, vor der immer neu erweckten Frage, warum sie gerade dazu ausersehen sei, allein und ungeliebt durch das Leben zu wandern? Sie hatte die Gänge zu dem Grabe ihrer Mutter geradezu zu einem Kultus erhoben und zog nun Thilda mit in ihre Lebensgewohnheiten hinein.

Auch an diesem Nachmittage, einem lachenden, sonnenhellen Maiennachmittage hatte Thilda in ihrer Begleitung den gewohnten Gang nach dem Friedhofe angetreten. Käthchen sah nichts von dem blühenden, werdenden Leben der jungen Natur, das sie mächtig, allgewaltig auf diesem Wege umgab. Achtlos setzte sie den Fuß auf die Blüten, die die Kastanien in reicher Fülle auf den Boden streuten. Die beiden gingen schweigend nebeneinander her, jede ihren eigenen Gedanken nachhängend. Jede hatte der anderen schon zu oft die Geschichte von den letzten Stunden ihrer Mutter erzählt; einen anderen Gesprächsstoff kannte Käthchen Schäfer nicht.

Sie waren am Thor des Friedhofes angelangt. Thilda trug einen Strauß Blumen in der Hand, den sie unterwegs gepflückt hatte. Ein kürzender Pfad, den sie eingeschlagen, hatte sie über eine Wiese geführt, die im ganzen Schmucke des Frühlings prangte.

Terrassenförmig angelegt stieg der Friedhof allmählich den Hügel hinan. Sie schritten den Kiesweg entlang unter blühenden Frühlingsbäumen, vorbei an frischgrünen Sträuchern und knospenden Hecken, die ihre Zweige schützend über die Steine und Holzkreuze breiteten, hinauf die paar Stufen zur ersten Terrasse. Hier lagen die Gräber Willys und der Mutter. Lange stand Thilda vor den einfachen weißen Marmorplatten, heiße Thränen vergießend. Sie legte ein paar Blumen auf jedes der Gräber, und dann stieg sie hinunter und ging nach dem alten Teile des Gartens, wo die Gräber des Vaters und der Schwestern lagen. Für jedes hatte sie eine Blume, für jedes ein Gebet. —

In diesem alten Teile mußte sie sich durchzwängen durch die in üppiger Blüte stehenden Ziersträucher. Gerade hinter dem Grabe des Vaters, dem letzten, an dem sie ihre Wanderung gewöhnlich beendete und dessen einfaches Steinkreuz von einem mächtigen Epheu umrahmt war, stand ein Fliederstrauch in voller Blüte. Wie hatte der Vater die Blüten und den Frühling geliebt! Hundert Bienen summten um die lila Dolden des Strauches, die hellgrünen Blätter glänzten im Strahle der Sonne, bewegten sich leise raunend im Lispeln des Windes und warfen zitternde Schatten auf das junge Gras.

Wie Thilda so dastand, mitten in dem blühenden Leben des Frühlings, mitten in dem Garten des Todes, legte sich eine sanfte Ruhe auf ihre Seele; die Schauer schwanden, eine fast heitere Stille zog ein in ihr Herz, als sie auf Gräbern dem holden Leben so nahe stand. Sie erinnerte sich nicht, wo sie es gelesen, und von wem es war, wußte sie nicht. Es hatte ihr gefallen, und sie hatte es auswendig gelernt. Leise sagte sie es vor sich hin, indem ihr Herz sich weitete und ein leiser Seufzer aus ihrem Busen zum Himmel stieg:

> Auch über Gräber, auch über Kreuze
> Taumelt des Lebens selige Lust.
> Laß sie doch ruhen, die Toten, so lange
> Jung dir noch schlägt das Herz in der Brust!
> Auch über Gräber taumelt der Falter,
> Aber die Toten sehen ihn nicht;
> Auch über Gräbern wiegen die Rosen
> Purpurne Kronen im Sonnenlicht.

Da sah sie Käthchen, die auf dem breiten Hauptwege des Friedhofes auf sie zugeschritten kam. Noch einen Moment stand sie, die Arme ausbreitend, als wolle sie das tausendfältige Leben des Frühlings, das sie wirkend und schaffend umgab, umfassen; dann brach sie eine kleine Dolde von dem Fliederstrauch und erreichte mit wenigen Schritten die Freundin, in deren Begleitung sie den Rückweg nach der Stadt antrat.

Auf dem Nachhausewege erst fiel ihr ein, daß es Donnerstag, an dem Paul Richter seine Stunde hatte und gewiß schon auf sie wartete.

Seit Ostern gab Richter nämlich viermal in der Woche einem Schüler auf seinem Zimmer Privatstunden. Diese waren regelmäßig um sieben Uhr zu Ende, und die Zeit, die von da bis zum Nachtessen noch blieb, pflegte er mit Thilda zu verbringen. Entweder plauderten sie zusammen, oder er las ihr etwas vor.

Sie beschleunigte daher ihre Schritte und trennte sich an der Hausthüre von ihrer Begleiterin nach kurzem Abschied.

Die Stunde war schon aus, als sie die Treppe emporstieg. Richter, der ihre Tritte gehört hatte, trat aus seinem Zimmer und kam ihr auf dem Gange mit freundlichem Gruße entgegen.

Aber mit unverkennbarem Bedauern nahm sie seine Mitteilung entgegen, daß er ein Zusammentreffen mit einem durchreisenden alten Freunde verabredet habe und daher die gewohnte Plauderstunde an diesem Abend abkürzen müsse.

Sie ging nach der Küche, um den Thee zu bestellen; Paul blieb allein in dem Zimmer zurück. Einige Momente blätterte er in dem Buche, das sie aufgeschlagen hatte. Es war ein Band von Goethes Werken.

Auch Thilda war nicht unempfänglich für die Schönheit der Dichtung; als er das wahrgenommen hatte, fand er darin ein seiner Ansicht nach gutes Mittel, sie von ihren trüben Gedanken abzubringen und ihrem Geiste eine angenehme Beschäftigung zu geben. Sie hatte den zweiten Akt von Goethes Tasso aufgeschlagen. Richtig, da waren sie gestern stehen geblieben. Es machte ihm ordentlich Freude, wie genau sie sich dessen erinnerte.

In der Küche mußte es indes viel zu thun geben. Trotzdem er schon drei Seiten überflogen hatte, kam sie noch nicht zurück. Er lehnte sich in den Sessel zurück und legte das Buch wieder auf den Tisch. Die Lampe erfüllte das ihm nun so wohlbekannte Zimmer mit ihrem freundlichen Lichte. Wie sie das alles so schön eingerichtet hatte, dachte er da. In der Ecke stand der alte Lehnstuhl, auf dem die Mutter immer gesessen hatte, und über ihm an der Wand hing das Bild der alten Frau, das sie mit einem Kranze von Immergrün umwunden hatte. Alles so lieb und nett, von einer sorglichen Hand täglich gewartet und gepflegt.

Nachdem er so eine Weile das Zimmer gemustert und sich seinen Gedanken überlassen hatte, stand er auf und trat ans Fenster. Die Dämmerung war völlig hereingebrochen, die Gaslaternen brannten draußen auf der Straße. Er öffnete den einen Flügel des Fensters, der nur angelehnt war; eine warme Nacht schien sich vorzubereiten. Am Himmel flimmerten in weißem, bescheidenem Schimmer die ersten Sterne. Wie schön! kam es leise von seinen Lippen, wie schön und wie friedlich!

„Ich bin recht ungezogen," vernahm er da Thildas Stimme, „Sie so lange warten zu lassen." Sie war eben mit dem Theebrett in der Hand in das Zimmer getreten.

Er trat wieder an den Tisch und setzte sich in seinen Sessel. Sie nahm ihm gegenüber Platz auf dem Sofa, und nahm bald ihren Thee mit dem einfachen Abendbrote zu sich; dann begann er zu lesen, den zweiten Akt. Die Verse, die er fast alle auswendig wußte, strömten wie Musik von seinen Lippen, und stumm hing Thilda an seinem Munde. Mächtig drangen die Worte der Dichtung an ihr Ohr und in ihr Herz, und atemlos wartete sie auf den Konflikt, der sich jetzt entwickeln mußte.

Auch Paul war völlig gefangen in den Worten, die er las. Die verhaltene Glut des von der Güte und der Schönheit der Prinzessin geblendeten Tasso, die Begeisterung, mit der er von seiner Dichtung spricht, brachte er zu vollendetem Ausdruck. Und auch die innigen, maßvollen Worte der Prinzessin, mit denen sie seine Leidenschaft einzudämmen, ihn zur Mäßigung und Rücksicht auf andere zu bestimmen sucht, verfehlten ihre mächtige Wirkung in Pauls Vortrag nicht. Atemlos lauschte Thilda, als er las:

> Nicht das! Allein ihr strebt nach fernen Gütern
> Und euer Streben muß gewaltsam sein.
> Ihr wagt es, für die Ewigkeit zu handeln,
> Wenn wir ein einzig nah' beschränktes Gut
> Auf dieser Erde nur besitzen möchten,
> Und wünschen, daß es uns beständig bleibe.
> Wir sind vor keinem Männerherzen sicher,
> Das noch so warm sich einmal uns ergab.
> Die Schönheit ist vergänglich, die ihr doch
> Allein zu ehren scheint. Was übrig bleibt,
> Das reizt nicht mehr, und was nicht reizt, ist tot.
> Wenn's Männer gäbe, die ein weiblich Herz
> Zu schätzen wüßten, die erkennen möchten,
> Welch einen holden Schatz von Treu und Liebe
> Der Busen einer Frau bewahren kann,
> Wenn das Gedächtnis einzig schöner Stunden
> In euren Seelen lebhaft bleiben wollte,
> Wenn euer Blick, der sonst durchdringend ist,
> Auch durch den Schleier dringen könnte, den
> Uns Alter oder Krankheit überwirft;
> Wenn der Besitz, der ruhig machen soll,
> Nach fremden Gütern euch nicht lüstern machte,
> Dann wär' uns wohl ein schöner Tag erschienen,
> Wir feierten dann unsere goldene Zeit!

Thilda hatte den Blick bei diesen Worten gesenkt. Sie sah Paul nicht mehr an. Eine leise Röte war in ihr Gesicht gestiegen und zwei Thränen rannen ihr über die Wangen. Allein er, völlig in der Dichtung aufgehend, bemerkte es nicht. Er las ruhig weiter und achtete nicht darauf, daß sich Thildas Geist von dieser Stelle nicht losreißen konnte. Sie kehrte immer und immer wieder in ihr Gedächtnis zurück. Während Paul schon lang bei dem Streite Tassos und Antonios angelangt war, während er schon las, wie der Fürst sich ins Mittel legte, traten immer und immer diese Worte vor Thildas Seele und ließen ihr keine Ruhe.

Der Akt war beendet. Die große Uhr, die in Thildas Zimmer hing, zeigte ein Viertel vor acht, und Paul mußte gehen. Er be-

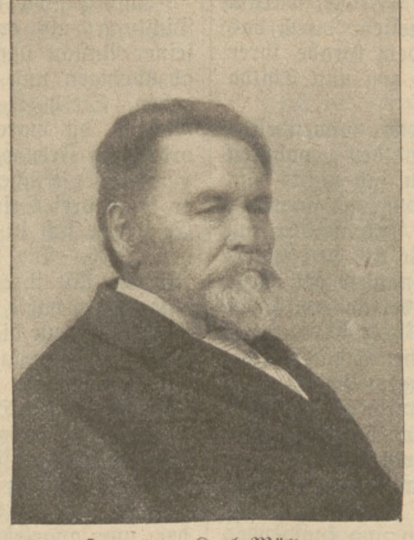
merkte wohl die auffallende Röte in Thildas Gesicht, schrieb sie aber der mit dem Lesen verbundenen inneren Erregung und nicht zum mindesten dem heißen Thee zu, von dem er kein Freund war.

Sie begleitete ihn an die Treppe und leuchtete ihm von oben herab. Als die Hausthüre ins Schloß gefallen war und seine Schritte auf der menschenleeren Straße verhallten, eilte sie in das Zimmer zurück. Sie nahm das Buch, das er aufgeschlagen auf dem Tische hatte liegen lassen, und las noch einmal:

Wenn's Männer gäbe, die ein weiblich Herz
Zu schätzen wüßten, die erkennen möchten,
Welch einen holden Schatz voll Treu und Liebe,
Der Busen einer Frau bewahren kann . . .

Weiter kam sie nicht. Die Buchstaben flimmerten vor ihren thränengefüllten Augen; sie ließ das Buch auf ihre Kniee sinken und weinte heiße Thränen über das Schicksal.

Nach einer Weile stand sie auf. Ihre Ruhe war wieder zurückgekehrt. (Fortsetzung folgt.)



Ingenieur Karl Müller,
der Stifter des Münchener Volksbades.

Ein Päckchen Briefe.

Novelle von Carl Cassau.

Die Frau Rätin Karoline Hagemann, seit drei Jahren Witwe, bewohnte ihr eigenes, kleines, nettes Häuschen am Anfange der Vorstadt, wo die große Straße der Stadt Wien aufhört und die Vorstadt begann. Zum Hause gehörte ein hübscher Garten, der bis an die Donau reichte. Der verstorbene Kronrat hatte seinerzeit das Grundstück außerhalb der Stadt billig erworben; seit er aus dem Leben geschieden und seine Witwe auf die schmale Pension angewiesen war, vermietete sie möbliert an Studenten.

Es war morgens früh in der zweiten Hälfte des Monats November des Sturmjahres 1848. Damals war der Mai, der dem Volke die gewünschten Einrichtungen errungen, der aber auch vielen Menschen das Leben gekostet, kaum vergessen, und schon wieder tobte der Aufruhr in entfesselter Wut durch die Kaiserstadt. Die ganze Nacht hatte das Schießen nicht aufgehört. Jetzt ertönten sogar Kanonenschüsse durch die Frühe des Morgens.

Entsetzt kam die Rätin ins Wohnzimmer, wo eine junge, auffällig hübsche Dame, ihre Tochter Adine, den Kaffeetisch arrangierte. „Herrgott,“ rief die Rätin, „das sind ja Schläge, die wie Kanonenschüsse klingen! Ist Joseph schon da, Dinchen?“

Die junge Dame hatte ihr gerötetes Gesicht abgewendet, um ihre Thränen zu verbergen. „Nein, Mama!“ entgegnete sie. „Jesus Maria, wie ich in Angst bin!“

„Nicht da?“ klagte die Rätin entsetzt. „Er versprach doch!“

„Du kennst ja seine Begeisterung für die Volksfreiheit, Mama!“

„Ach,“ sagte die Greisin, „was will das Volk mit seinen Waffen gegen die geschulten Truppen des Fürsten Windischgrätz, gegen seine Kanonen ausrichten?“

„Der Fürst ist hier? Der Besieger der ungarischen Hauptstadt?“ fragte Adine Hagemann entsetzt.

„Der Brotträger erzählte es soeben!“ sagte die Rätin. „Er ist gestern Abend mit Truppen eingerückt! Kaiser Ferdinand bereut schon seine Nachgiebigkeitspolitik!“

„Dann wehe Wien!“ rief Adine entsetzt. „Dann wehe auch mir! Joseph, Joseph!“

Jetzt trat schnell eine zweite, junge Dame ein. Es war Ottilie Blay, der Rätin Nichte, die Tochter ihres verstorbenen Bruders, des Professors Arthur Blay, der vor vier Wochen dem Tode erlegen war. Ottilie, eine Brünette mit dunklen Samtaugen, war auch eine Schönheit, selbst neben der blonden, blauäugigen Adine.

„Das Schießen wird immer ärger!“ rief sie erschrocken.

„Und Joseph sicherlich mitten im Kampfe!“ wehklagte die Rätin. Ottilie warf einen raschen Blick auf Adine und sagte dann: „Ließ er sich denn halten?“

„Da ist er!“ schrie Adine.

Das neue Volksbad in München, (gestiftet von Ingenieur Karl Müller). (Mit Text.)

In diesem Augenblick stürzte ein junger Mann barhäuptig ins Haus und drehte den Schlüssel im Schlosse um. Sein Sammet-Studentenrock hing in Fetzen herab, sein Gesicht war bleich, mit Straßenkot und Blut bespritzt, sein enges Beinkleid war besudelt, die hohen Kanonenstiefel voll Kot, seine dunklen Locken fielen ungeordnet über das marmorbleiche Gesicht, die dunklen Augen starrten wie entsetzt ins Leere.

Er warf sich in den Lehnstuhl.

„Alles verloren, alles verloren!“ stöhnte er. „Ich abgehetzt, gejagt wie ein Wild! Todmüde und elend!“

Adine strich ihm das Haar aus dem edlen Gesicht:

„Aermster Schatz! Den Heiligen Dank, daß Du lebst!“

Er faßte ihre Hand: „Wie lange, Dina? Daß Du an mich Unglücklichen gekettet bist!“

Ottilie wandte sich ab und schaute zum Fenster hinaus.

„Sprich nicht so, Geliebter!“ wehrte Adine ab, denn Dr. Joseph Sailer war mit Adine Hagemann, die er als Mieter im Hause kennen gelernt, verlobt. „Sprich nicht so, ich trage alles mit Dir, Geliebter!“

Ihr Verlobter reichte ihr die Hand:

„Gut, Dina, um so besser! Ich muß fort!“

„Fort? Wohin?“

„Ins Ausland, fort aus Deutschland!“

„Jesus Maria!“ Fräulein Ottilie Blay zuckte zusammen. —

Da klopfte es ans Fenster.

„Es sind doch nicht meine Verfolger?“ schrie der Doktor auf.

Da wandte sich Ottilie um: „Nein, es ist nur Nachbar Bischke, der Barbier!“ —

„Bitte, lassen Sie ihn ein, Otti!“ Sie ging hinaus, die Rätin aber schenkte unter Jammern Kaffee ein:

„Trinken Sie, Joseph, Sie sind gewiß ausgehungert!“

Sailer setzte sich ins Sofa: „Hunger und Durst sind gar nichts gegen das Bewußtsein, was nun aus uns wird!“

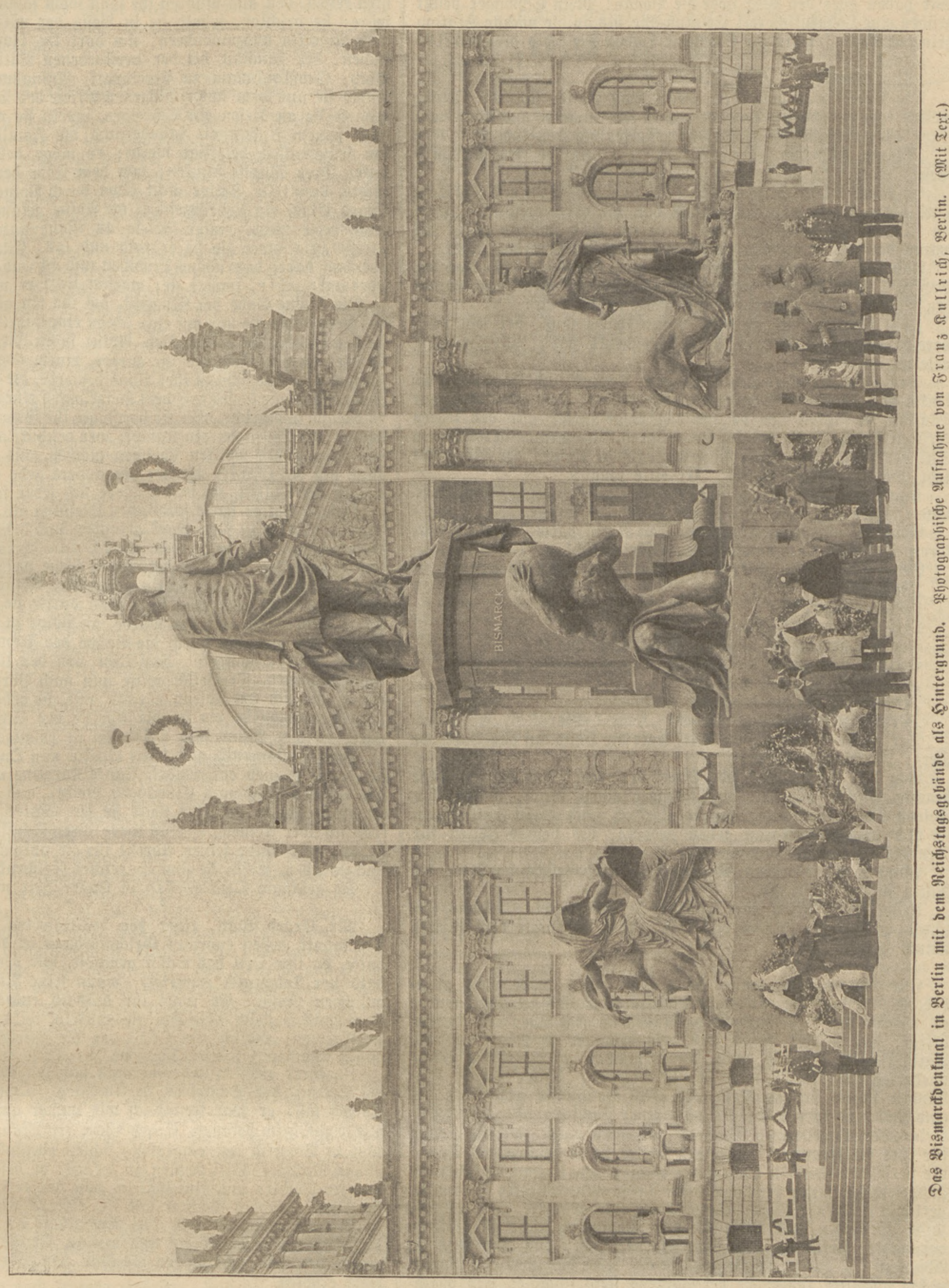
Hier trat Bischke, ein kleines Männchen mit klugen Augen und langem Barte ein, den Kopf zierte der anrüchige Demokratenhut mit der dreifarbigen Kokarde.

„Herr Doktor,“ sagte er, sich gegen die drei Damen artig verneigend, „es ist keine Zeit zu verlieren, Sie müssen fliehen!“

„Haben Sie etwas in Erfahrung gebracht?“ fragte Sailer.

Ein Trommelwirbel unterbrach das Gespräch.

„Hören Sie?“ rief der Barbier. „Fürst Windischgrätz läßt den Belagerungszustand proklamieren! Soeben ist Robert Blum verhaftet und nach dem Spielberg geschleppt! Man sucht auch die anderen Führer!“



Das Bismarckdenkmal in Berlin mit dem Reichstagsgebäude als Hintergrund. Photographische Aufnahme von Franz Kullrich, Berlin. (Mit Text.)

Er zog sein Besteck hervor: „Kommen Sie, Ihr schöner Bart muß fallen, die Locken desgleichen, und dann fort!“

„Mein Gott!“ rief der Doktor und würgte rasch einen Brocken hinunter.

„Ja, Sie werden sonst schnell erkannt!“

Adine faltete die Hände schreckensbleich.

Josef Sailer seufzte und setzte sich auf einen Stuhl:

„Nur zu, Bischke!“

Der Barbier machte sich an die Arbeit, zu den Damen sagte er dabei: „Packen Sie dem Herrn Doktor etwas Leibwäsche, etwa drei Hemden und Zubehör in ein Bündel zusammen, aber nicht mehr! Sie, Doktor, wählen einen dunklen, bürgerlichen Anzug und Ueberrock, nebst hohem Hut! Dann umkleiden! Die Thore sind besetzt! Wir haben aber den Weg über die Donau! Mein Schwager besitzt drüben eine Lohnkutscherei! Er muß Sie bis an die nächste Station bringen; dann fort in die Schweiz! Haben Sie Geld disponibel?“

„Ja!“

„Also schnell!“

Die Arbeit war vollendet. Dr. Joseph Sailer sah, wie Ottilie meinte, „ganz entstellt“ aus, er flog in sein Zimmer und stand nach einer Viertelstunde vollständig umgestaltet vor den Damen.

„Mama, Adinchen, Fräulein Otti, jetzt heißt es, Abschied nehmen! Gott mag wissen, auf wie lange Zeit!“

Er schloß Adine in seine Arme, reichte der Rätin und Fräulein Ottilie die Hand, während Bischke bat, die verräterischen Spuren im Zimmer zu beseitigen und dann zur Eile mahnte. Im Nu waren dann beide Herren im Garten und bestiegen das Boot.

Adine schaffte das gefallene Haar fort, die Rätin schluchzte im Sopha, Otti Blay aber zog sich auf ihr Zimmer zurück und schaute den Flüchtigen im Garten nach, indem sie flüsterte:

„Ein Unglück, daß ich den Mann lieben muß, der sein Herz bereits an meine Cousine Adine verschenkt hat! Alle Heiligen, geleitet ihn sicher!“

Der Barbier zeigte sich als treuer Freund und Kamerad. Er lenkte das Boot, er beredete den Schwager, den Flüchtling zur Station zu fahren, er brachte das Boot zurück mit den letzten Grüßen des Doktors und sagte: „Nun will ich meinen verdächtigen Hut verbrennen! — Getrost nur, Fräulein Adine, der alte Gott lebt noch! — Behüt Gott!“ Er eilte hinaus.

Kaum zehn Minuten darauf erschien eine Abteilung Grenadiere. Ein Offizier trat mit zwei Mann in den Hausflur.

Adine schwamm in Thränen, Frau Rätin hatte den Kopf verloren, Fräulein Otti empfing den Offizier kühl.

Jener salutierte: „Hier wohnt ein Dr. Josef Sailer?“

„Jawohl!“

„Sein Zimmer?“

Otti ging voran: „Hier!“

Der Offizier blickte hinein: „Nicht anwesend?“

Ottilie Blay zuckte die Achseln.

„Gar nicht heimgekommen?“

„Bedaure!“ lautete die kalte Antwort.

Der Offizier salutierte wieder: „Kehrt! Marsch!“

Der ganze Trupp zog ab, Otti legte die Hand auf das klopfende Herz: „Gottlob, gerettet!“

Von Dr. Sailer war jede Spur verloren. Am dritten Tage brachte Bischke von seinem Schwager einen Brief, worin ihm Joseph Sailer mitteilte, daß er glücklich nach Basel entkommen sei und nach Amerika zu gehen gedenke, bis bessere Zeiten für Deutschland herbeigekommen.

Adine hatte verweinte Augen, Frl. Ottis Gesicht leuchtete, die Rätin fühlte sich krank.

Ueber Wien brach eine unheilvolle Zeit herein; Blums Erschießung ließ alle Herzen erzittern, jeder verfluchte den Fürsten Windischgrätz.

* * *

Für das Hagemannsche Haus war eine trübe Zeit angebrochen; da hier der entkommene Agitator Sailer gewohnt, wurde es seitens der Professoren den Studenten gegenüber mit Verbot belegt; die Mieter zogen aus, die Zimmer standen leer; die Rätin krankte ernstlich, wozu der Kummer über die ihrem Hause wiederfahrene Unbill nicht wenig beitrug. Unter diesen Umständen fühlte sich Fräulein Otti dem Haushalte gegenüber als eine Last; sie suchte deshalb nach einer Stellung als Gesellschafterin oder Erzieherin. Aber es gab noch einen zweiten Grund für ihre Entfernung: Dr. Joseph Sailer hatte geschrieben. Damit die verfehmte Familie Hagemann nicht neuen Unannehmlichkeiten ausgesetzt sei, hatte er seinen Brief an Lansky, Bischkes Schwager, gerichtet und adressiert; dieser hatte die Einlage an Fräulein Blay übergeben, und Otti, die dem Egoismus nicht zu gebieten vermochte, hatte es nicht über sich vermocht, das Schreiben an Adine zu übergeben; sie unterschlug es. Aber das Gewissen schwieg nicht! Täglich fühlte sie bei Adinens stets schmäler und durchsichtiger werdendem Gesichte die Pein des Richters in sich, so daß sie beschloß, dieser Qual ein Ende zu machen. Sie fand ein Engagement in der Pfalz und suchte in den Pflichten ihrer neuen Stellung der alten Verhältnisse nicht mehr zu gedenken, aber vergeblich: sie hatte weder Ruhe vor den Vorwürfen, die sie sich immer und immer wieder machte, noch konnte sie des Mannes vergessen, dem sie ihre Neigung zugewandt.

Frau Karoline Hagemann ward indes kränker und kränker, und eines schönen Tages ward Adine eine Waise.

Adine fühlte sich gedrungen, ihrer Cousine Ottilie zu allererst die Traueranzeige zu übermitteln; Ottilie Blay aber fürchtete das Wiedersehen und schrieb nur einen Kondolenzbrief, den ein Kranz begleitete; der Tod der Tante aber ließ einen Plan in ihrem Gehirn reifen, den auszuführen ihr sonst wohl schwerlich beigekommen wäre: sie beschloß, sobald sie in Besitz der nötigen Mittel wäre, nach Amerika auszuwandern, um dort Dr. Joseph Sailer aufzusuchen, der zunächst bei der verstorbenen Rätin Bruder, Erard Blay, Großkaufmann zu Cincinnati, Aufnahme gefunden. Das wußte sie aus dem unterschlagenen Briefe des Doktors. Vorläufig richtete sie an diesen ein Schreiben, worin sie mitteilte, daß man nach seinem Aufenthalt fahnde und die Familie Hagemann arg um seinetwillen belästigt werde; er möge deshalb seine Briefe unter ihrer Adresse schicken; von dem Tode der Rätin schrieb sie nichts, damit Dr. Sailer nicht etwa durch Adine und ihren Onkel, Erard Blay, ein Lebenszeichen an Adine gelangen ließe. Joseph ermangelte nicht, einige Briefe an Adine unter Ottiliens Deckadresse zu richten, die sie erbrach und las. Eine Art Herzkrampf überkam dabei das schöne Mädchen und ächzend murmelte es dann jedesmal: „Sie, immer sie; warum liebt er mich nicht?“

Die schöne Gabe der Klugheit, die ihr ein gütiger Gott gespendet, verwandte sie nur auf eine schlau eingefädelte Intrigue, indem sie den Dr. Sailer wissen ließ, Adine suche ihn auf den Rat ihrer Mutter zu vergessen, die ihr zurede, einem adeligen Kronrat von Bragowsky, der sich um ihre Hand bewerbe, die Ehe zu versprechen. Zwar wagte sie dieses mit dem Herzklopfen eines Spielers, der das va banque ausspricht, aber sie beruhigte ihr Gewissen mit der Philosophie: das Leben sei ein Kampf; wer geschickt alle Hindernisse, die sein Lebensschiff wollten scheitern machen, aus dem Wege räume, öffne sich des Glückes Pforte; der andere gehe einfach zu Grunde; wie in der Politik, sei in der Liebe sich jeder selbst der nächste.

Joseph Sailer hatte inzwischen Stellung als Professor am Washington College zu New-York gefunden und beschwor Adine, ihrem Liebesschwure treu zu bleiben, aber Ottilie schritt, schaudernd zwar, doch entschlossen, auf dem betretenen Wege weiter. Sie schrieb nun an Dr. Sailer, wie die Rätin gestorben, Adine aber Frau Rätin von Bragowsky geworden sei. Nun durfte sie sicher sein, daß es Erard Blay nicht einfallen würde, an Adine zu schreiben, denn Dr. Sailer, der mit ihm durch die Bande der Freundschaft verbunden, würde nicht ermangeln, denselben von der Untreue Adinens zu benachrichtigen. Sie selbst reiste nun nach Portsmouth und teilte Adine, die sich um Joseph härmte, mit, sie gehe mit ihrer Familie nach Portsmouth, wo sie die Adresse des Schiffsagenten angab, unter welcher Adine ihre Briefe an sie gelangen lassen solle.

Von Portsmouth aus teilte Ottilie nun Onkel Erard mit, daß sie, da sie Adinen entfremdet, Tante Karoline aber verstorben sei, sich auf den Weg nach Cincinnati mache, und daß er sie baldigst erwarten könne; dasselbe teilte sie Dr. Sailer mit, der ganz untröstlich über Adinens Verlust war; ihren Schiffsagenten aber wies sie an, alle unter seiner Adresse für sie ankommenden Briefe ihr nachzusenden, wofür sie ihm ein reiches Geschenk in Aussicht stellte.

So gelangte Ottilie Blay in kurzer Zeit nach New-York.

* * *

Mr. Erard Blay, einer der bestsituierten Großkaufleute von Cincinnati, dessen enormes Geschäftshaus in der Findlystreet lag, hatte, da ihm Otti das Schiff genannt, mit dem sie fahren wollte, bald per Telegraph ermittelt, wann seine Nichte in New-York anlangen müsse. Er reiste ihr deshalb entgegen, teils um in New-York zugleich Geschäfte abzuwickeln, teils um Freund Joseph zu sprechen, endlich um Otti, der die Verhältnisse New-Yorks völlig unbekannt waren, schützend zur Seite zu stehen.

Zu ihrer größten Ueberraschung nahmen die beiden Herren sie bei Ankunft des Dampfers in Empfang. Otti erglühte, als sie Joseph sah; er war freundlich wie immer und machte sie sofort mit dem Oheim bekannt. Erard Blay, ein Mann, der sein Deutschtum in Amerika fast eingebüßt, schien ebenfalls erfreut, eine so schöne Nichte in Otti kennen zu lernen; er besaß selbst noch zwei jüngere Töchter und eine Gattin, von der er Otti versicherte, daß sie seines Bruders Tochter wie ihr eigenes Kind halten werde.

Vorerst nahm er mit Otti Aufenthalt im Unions-Hotel, lud Dr. Sailer zum Diner ein und meinte, Ottilie müsse sich erst ein wenig von der sechstägigen Seetour von Portsmouth bis New-York erholen.

Otti nahm das mit Rücksicht auf Dr. Sailer dankend an.

„Das müssen Sie mir aber versprechen, lieber Freund,“ sagte sie mit einem warmen Aufblick zu Joseph, „daß Sie die nächsten Ferientage bei uns in Cincinnati zubringen wollen!“

„Das verspreche ich,“ gab Joseph zurück, „wenn Sie mir dagegen geloben, mir recht viel von — Frau von Bragowsky erzählen zu wollen!“

Otti runzelte die Stirn: „Wie, Sie denken noch an die — Ungetreue?"

Dr. Sailer zuckte die Achseln: „Was wollen Sie, Miß Blay? Es war meine erste Liebe!"

Sie biß sich auf die Lippen.

Zwei Tage später reiste Mr. Blay mit seiner Nichte ab.

Mrs. Ellen empfing die schöne Nichte mit einem Wortschwall, dessen Umfang Otti über die Inhaltlosigkeit der Empfangsbegrüßung hinwegtäuschen sollte. (Fortsetzung folgt.)

Gartenarbeiten für August.

Im Blumengarten kann das Veredeln der Rosen auf das schlafende Auge bis in den September hinein, so lange noch Saft vorhanden ist, fortgesetzt werden. Winterlevkojen und Goldlack, welche in Töpfen blühen sollen, müssen jetzt eingepflanzt werden. Nach dem Einsetzen halte man sie schattig und unter Glas, damit sie sich gut einwurzeln können. Bewurzelte Nelkensenker werden auf Beete gepflanzt; die von Topfnelken in Töpfen. Auch muß jetzt das Eintopfen, bezw. Verpflanzen von Stecklingspflanzen vorgenommen werden. Man lege in Töpfe von jetzt ab bis Oktober: Hyazinthen, Tulpen, Crocus, Scylla, Jonquillen, Narcissen, Tazetten. Diese Töpfe mit den Zwiebeln werden auf trocken gelegene Beete oder Lagen gebracht und etwa 25 Centimeter mit Erde gedeckt. Die frühest treibbaren Sorten gräbt man zuerst ein und bezeichnet jede Sorte durch Aufschrift oder Etikette an einem längeren Pfahl. Kleinere Mengen stellt man im Keller mit Sand bedeckt auf. Die zum Treiben bestimmten, im Frühjahr eingetopften Sträucher werden von nun an trocken gehalten, damit das Holz ausreift.

Im Obstgarten beginnt man jetzt mit dem Okulieren des Kernobstes, nachdem das Veredeln des Steinobstes beendet ist. Bei ganz trockener Witterung haben oft die Unterlagen nur ganz wenig oder gar keinen Saft und muß in diesem Falle der Boden tief behackt werden; ein Gießen der Pflanzen ist gleichfalls von großem Nutzen. Da gewöhnlich die Birnen früher keinen Saft mehr haben als Aepfel, so werden sie zuerst okuliert. An den Bäumchen mit diesjährigen Edeltrieben werden die Zapfen der Wildlinge unmittelbar über den Veredelungsstellen abgeschnitten und alle Wildtriebe an veredelten Pflanzen überhaupt unterdrückt. Man achte sorgfältig darauf, gut ausgereifte Okulierreiser zu bekommen, arbeite nur mit scharfem Messer und verbinde fest; Beachtung dieser drei Punkte sichert den Erfolg. Ist das Wetter warm und trocken, so setze man das Auge auf der Mitternachtsseite ein. Spalierobstbäumen und auch Hochstämmen, welche übermäßig mit Früchten beladen sind, gebe man jetzt einen recht kräftigen Dungguß. Bei trockener Witterung lassen die Bäume öfters ihre Früchte fallen; wo man daher Gelegenheit hat, in solchen Fällen die Bäume zu bewässern oder zu begießen, versäume man es nicht, denn die Arbeit lohnt sich sehr gut. Doch muß man in diesem Falle gründlich gießen oder gar nicht. An Hochstämmen sind überladene Aeste aufzubinden oder zu stützen.

Im Gemüsegarten können jetzt mehrjährige Gewürz- und Arzneipflanzen wie Estragon, Lawendel, Salbei, Thymian, Minze, und dergl. versetzt werden. Man gieße sie tüchtig an, merke sich aber, daß auch hier, wie bei allen frischversetzten Pflanzen nicht gedüngt werden darf. Kräftige Endivienpflanzen sind jetzt, sofern die Sorte nicht selbstschließend ist, einzubinden, doch darf das Eingebundensein 14 Tage nicht übersteigen. Von Sellerie und Meerrettich kann man die obere Hälfte der Wurzel bloßlegen, die hier ansitzenden kleinen Wurzeln entfernen und glattreiben, so daß alle Wurzelansätze entfernt werden; hierauf kann man mit Kuhmist oder fettem Kompost wieder bedecken, so erhält man Riesenknollen und Stangen, die glatt und ohne Auswüchse sind. Zwiebeln können jetzt aufgenommen, Gewürzkräuter gesammelt werden. Auf leer gewordene Beete säe man jetzt Spinat und Feldsalat, derselbe wird bis Oktober und November zur Ernte recht; dasselbe ist der Fall mit Karotten, Herbstrüben, Kerbelrüben, Radies, Rettichen. Kürbisse sind mit Dachziegeln oder Brettstückchen zu unterlegen oder an Spalieren durch geeignete Gestelle zu unterstützen. Gurken und Melonen reifen; die vollkommensten Früchte sind zur Samengewinnung zu reservieren.

Der Bienenzüchter muß jetzt, sofern dies nicht schon im Juli geschehen ist, Reserveköniginnen ziehen, bevor die Drohnenschlacht beginnt. — Solche Völker, welche ihre Drohnen nicht abtreiben oder gar noch fremde einlassen, sind der Weisellosigkeit dringend verdächtig. Man vereinige sie mit schwachen Völkern. Die Honigernte wird fortgesetzt. Strohkörbe werden nicht abgeschwefelt, sondern durchgetrommelt. Die hiebei gewonnenen jungen Mütter werden in Reservekästchen gebracht und überwintern auf 3 bis 4 gutbesetzten Honig- und 2 Bruttafeln sehr gut. Die übrigen Bienen kehrt man ab und läßt sie vor dem Stande fliegen, damit sie sich irgendwo einbetteln, oder man setzt sie Schwächlingen zu. Die vollen Honigaufsätze nimmt man weg; die Untersätze dagegen sind meist noch voll Brut und deshalb an der Stelle zu lassen. Als Bienenfeinde stellen sich ein: Schwalben, Rotschwänzchen, Totenkopf, Schmetterling, Wespen, Hummeln, Hornissen 2c. Ende dieses Monats beginnen die Vorbereitungen zur Einwinterung. (Fundgrube.)



Lieblinge. So verschieden geartet unsere Haustiere auch sein mögen, eines ist ihnen allen eigen: das unbedingte Vertrauen zu dem, den sie als ihren Freund und Wohltäter kennen gelernt haben. So sehen wir denn auch auf Max Weblus' niedlichem Bildchen Hund, Ziege und Hühner einträchtig um die kleine Tierfreundin versammelt und in froher Erwartung der Gaben, die sie ihnen aus dem Körbchen an ihrem Arme spenden wird. Denn was von manchen Menschen berichtet wird, trifft auch bei den Tieren zu: Der Weg zum Herzen führt durch den Magen!

Das neue Volksbad in München. Daß sich München rühmen kann, zur Zeit das größte, schönste und am zweckmäßigsten eingerichtete Volksbad auf dem Kontinent zu besitzen, ist vor allem das Verdienst eines edlen Menschenfreundes, Karl Müller, dem die Isarstadt auch sonst in vieler Beziehung zu Dank verpflichtet ist. Wir bringen vorstehend das Porträt des jetzt 80jährigen Philanthropen. — Das Volksbad selbst, ein mächtiger, imposanter Bau, in süddeutschem Barock von Prof. Hocheder ausgeführt, darf als ein Meisterwerk der Architektur angesehen werden. Unsere Abbildung stellt eine Totalansicht des Bades dar. Dem stilvollen Aeußeren entspricht die innere Ausstattung. Drei große Bassinräume: das Männer-, das Frauenschwimmbad und der Bade- und Doucheraum des Römisch-Irischen Bades, ferner 85 Kabinen mit Wannen- und 25 mit Brausebädern, 75 Ankleide- und Ruhekabinen u. s. w. geben einen Begriff von der Ausdehnung der ganzen Badeanlage. Das Männerschwimmbad, 33 : 19 Meter, empfängt sein Licht bei Tage durch sieben segmentförmige, dreigeteilte Fenster, wie solche die altrömischen Thermen aufweisen; abends verbreiten große elektrische Bogenlampen eine Flut von Helligkeit. Von den Fenstern befinden sich je drei auf den Längsseiten nach Ost und West, eines auf der Schmalseite nach Norden. Durch die Seitenfenster werden die Längsseiten in je drei durch Pfeiler begrenzte nischenartige Abteilungen (mit den Auskleidekabinen) gegliedert und die Decke durch die weit in sie hineinschneidenden Stichkappen belebt. In weiter, ziemlich flacher Spannung wölbt sich die Decke, mit großzügigen Ornamenten geschmückt und drei mit durchbrochener Metallarbeit verkleidete Oeffnungen enthaltend, aus denen ein feiner Staubregen gleich wehenden Nebelschleiern nach unten sprüht. Die horizontale Gliederung der beiden Längswände und der südlichen Schmalwand geschieht durch die Galerie, die gleichfalls Kabinen und Kleiderkästen enthält. An der südlichen Schmalseite steigt hinter der Galerie noch eine zweite, emporenartige Erhöhung auf, an deren Rückwand eine große Uhr angebracht ist; die nördlichste Schmalseite, der die Galerie fehlt, weist unterhalb des Fensters eine in geometrischer Flächendekoration farbig gehaltene Apsis auf. Im übrigen ist die ganze Architektur im hellen Grau des Beton oder weiß gelassen; der Boden des Bassins aber zeigt einen Fond in blauen Fliesen, durch weiße Streifen eingeteilt. Scheint die Sonne herein, dann teilt sich das Blau in intensivem Reflex der ganzen Halle mit, auf dem Grund des Wasserbeckens webt ein flimmerndes Licht von goldenen Lichtmaschen, und die Nebelschleier, die von der Decke herunterwehen, spielen in den Farben des Regenbogens. Das ganze Bassin ist mit Marmor und blinkendem Messinggeländer eingefaßt. Eine von H. Hahn modellierte Brunnenfigur in dunkler Bronze zeigt einen Jüngling, der mit einer Schlange kämpft. — Aehnlich gehalten ist die Frauenschwimmhalle, die 19 : 11 Meter groß ist. Der Bassin- und Doucheraum des Römisch-Irischen Bades ist ein kleiner, runder Saal mit kassettierter Kuppel und aufgesetzter Laterne, aus der das Tageslicht gedämpft hereinfällt; der Grund des Bassins ist tiefblau ausgelegt. Vornehm wirken auch die große Vorhalle und der Lichthof, der das Treppenhaus enthält; hell, reinlich, praktisch und stilvoll — diese Signatur ist der ganzen Anlage des Volksbades bis in die kleinste Einzelheit aufgeprägt.

Das Bismarck-Denkmal in Berlin. Das Bismarck-Denkmal auf dem Königsplatz ist eine Schöpfung von Reinhold Begas. Das Monument stellt ähnlich, wie das Kaiser Wilhelm-Denkmal auf dem Schloßplatz, eine große architektonische Anlage dar, die den weiten Platz vor dem Reichstage ausfüllt. Der Boden des Platzes ist mit Platten aus buntem Sandstein gedeckt. Links und rechts an der Peripherie ist je ein kleines, halbrundes Bassin für Springbrunnen angebracht. An jedem dieser Bassins lagert eine Gruppe Wassergötter aus weißem Sandstein — zur Linken ein muschelblasender Triton und eine Nymphe, zur Rechten Nymphen, welche ihr Netz in die Flut senken und allerlei Seegetier fischen. Inmitten des Platzes erhebt sich das eigentliche Denkmal fast bis zur Höhe des Dachgiebels des Reichstagsgebäudes. Stufen führen auf allen Seiten zu dem Sockel aus braunem, dunkel gesprenkeltem Marmor hinan, in den Bronzereliefs eingelassen sind. Auf diesen Sockel ist noch ein hohes Postament gestellt, ebenfalls aus Marmor und ebenfalls mit Bronzereliefs. Die bronzene Bismarckfigur steht überlebensgroß auf diesem Postament. Das dunkelviolette, granitene Postament, das die Statue trägt, hebt sie hoch empor über die auf seiner Sockelplatte verteilten symbolischen Kolossalfiguren. Von diesen fällt zunächst in die Augen der Atlas vor der Stirnseite des Postaments, der, halb knieend, die Last des Erdballs auf seinem starken Nacken trägt. Vor die Rückseite des Postaments setzte Begas die schönste und vollendetste Statue unter allen diesen Sockelbildwerken, den den Hammer schwingenden, das deutsche Schwert schmiedenden jungen Siegfried, der das eine Knie auf den Granitboden der Platte stemmt, während er das andere muskelschwellende Bein weit abstreckt. Räumlich von diesen beiden Statuen getrennt und ohne inneren und äußeren Zusammenhang mit ihnen erheben sich auf den nord- und südseitlichen Teilen der Sockelplatte die beiden sym-

bolischen Gruppen: die die Forschung oder die staatsmännische Weisheit verkörpernde, in vielfaltige Gewänder gehüllte weibliche Gestalt, die, eine Schrifttafel lesend, auf dem Rücken einer ägyptischen Sphinx halbsitzend ruht, und die die Staatsgewalt darstellende behelmte, das Scepter in der Linken haltende, mit der Rechten auf der Hüfte an die Gürtelkette greifende, strengblickende majestätische Frauengestalt, die den linken Fuß auf den Nacken des von ihr niedergezwungenen Tigers setzt. — In die beiden Seitenwände des granitenen Postaments, sowie in die Außenwände der an der Stirn- und Rückseite rundbogig heraustretenden Mittelteile des Sockels sind symbolische, bronzene Flachreliefs eingelassen, die mit dem strengen, wuchtigen Charakter des Monuments nicht recht harmonieren. Das Reliefbild an der nördlichen Seitenwand des Postaments zeigt die Büste Bismarcks auf einem Postament, an dem ein Genius lehnt, während Engel herabschweben, um jenen zu bekränzen; das an der südlichen eine über Büchern sitzende ernste Eule, die von Raben, Dohlen, Spatzen umschwirrt und umkrächzt wird. An der vorderen Bogenwand des Sockels stellt das erste Flachreliefbild den deutschen Michael als Kind dar, am Gängelbande schwankende Gehversuche machend; das zweite den zum Jüngling gereiften Recken, der aus dem Schlummer geweckt und hingewiesen wird auf ein Heer von Feinden in Waffen, die gegen ihn vorrücken; das dritte den jungen Riesen an Kraft — in dem hier dieser Michael und Bismarck identificiert erscheinen — die kleinen, verbissenen und verblendeten Gegner im Nacken packend, sie schüttelnd und mit den Köpfen zusammenstoßend. — In gleichem Stil sind die Reliefs der bogenförmigen Rückwand gehalten. Das erste zeigt die Germania auf dem Kriegswagen, von dem von ihr angetriebenen Rossegespann, dem ein nackter Siegesbote voraneilt, im stürmischen Lauf gezogen, während das letzte die Germania nach erkämpftem Frieden darstellt, wie sie dem Wagen entstiegen ist, dessen Rosse ruhig grasen. Das Mittelbild stellt die thronende Germania dar zwischen den an den Stufen ihr zur Seite stehenden Genien oder Vertretern des höheren Geisteslebens der Kunst und Poesie und der werkthätigen, praktischen Arbeit. Hoch oben auf dem Postament ragt die bronzene Statue Bismarcks in die Luft. Der Kanzler, in Kürassieruniform, steht neben einem Sockel, über den der Mantel gebreitet ist. Auf diesem liegt ein Schriftstück, eine Staatsurkunde, und auf das Schriftstück stützt sich leicht Bismarcks rechte Hand. Die Linke umfaßt den Griff des weit von der Hüfte abgerückten Pallaschs. Der etwas in den Nacken geschobene Helm bedeckt das Haupt, in dem Bismarcks Züge mit großer Treue wiedergegeben sind.



Ada Christen †. (Mit Text.)

Ada Christen †. Eine Dichterin von starkem Talent und ausgeprägter Persönlichkeit ist mit Ada Christen dahingegangen, die im Alter von 57 Jahren in ihrer Vaterstadt Wien verstarb. Christine Friderik — so lautete ihr Mädchenname — war die Tochter eines mit sechzehn Kindern gesegneten Kaufmannes, nach dessen Tode sie die Not in der bittersten Form kennen lernte. Kaum fünfzehn Jahre alt, widmete sie sich der Bühnenlaufbahn und trat namentlich in deutschen Theatern in Ungarn auf. Eine glänzende Wendung ihres Geschickes schien ihre Verheiratung mit dem Stuhlrichter Sigmund von Neupauer zu St. Gotthard in Ungarn zu bringen, aber nach kurzer Ehe verfiel ihr Gatte der Geistesumnachtung und starb bald darauf. Nun wendete sie sich, gefördert von Ferdinand von Saar, der Litteratur zu und errang gleich mit ihrem ersten Buche, den „Liedern einer Verlorenen“ (1868), eine gewisse Berühmtheit. Die Kühnheit dieser Dichtungen und ihr stimmungsreicher Gehalt erregten allgemeines Aufsehen. Bald folgten die Gedichtsammlungen „Aus der Asche“, „Schatten“, „Aus der Tiefe“, worin sich die Autorin auch als Meisterin der Naturschilderung erwies. Seit dem Jahre 1873 war sie mit dem Rittmeister Breden verheiratet.



Die Perlmutter. „Warum heiratest Du nicht dieses Mädchen? Sie ist doch eine wahre Perle!“ — „Ja schon; aber die Perl-Mutter mag ich nicht.“

Unverwüstlich. Ein Reisender kommt in das Bureau einer größeren Maschinenfabrik. Auf die Frage „Sie wünschen?“ erwidert er: „Mein Name ist Fix, Vertreter von nur ersten Häusern. Ich reise in Glühstrümpfen, Kabelschuhen, Dampfhemden, Bleimänteln, Dampfcylindern und Gummischuhen . . .“ — Direktor: „Sagen Sie mal, ist Ihnen da das Reisen nicht manchmal etwas beschwerlich?“

Vor Gericht. Richter: „Habe ich Ihnen nicht beim letztenmal gesagt, als Sie hier waren, Sie sollten sich nicht wieder hier sehen lassen?!“ — Angeklagter: „Das habe ich ja auch den Gendarmen gesagt, aber sie wollten ja nicht hören und wollten mich nicht auslassen!“

Einfache Heilung. Schopenhauer pflegte während seines Aufenthaltes als Docent in Berlin nach dem Mittagessen gewöhnlich einen Spaziergang durch den botanischen Garten zu machen. Dabei murmelte er in Gedanken verloren, redete auch wohl laut vor sich hin und gestikulierte bisweilen dabei heftig. Ein Wärter, der den Gelehrten nicht kannte, hatte sich schon manchmal über dessen sonderbares Betragen gewundert; schließlich hielt er den eifrigen Besucher des Gartens für verrückt und beschloß, sich von der Wahrheit seiner Vermutung zu überzeugen. Rasch trat er einmal auf Schopenhauer zu und rief laut: „Wer sind Sie?“ — „Ja, wenn ich das selber wüßte,“ entgegnete der Philosoph tiefsinnig; „glaubt mir, Freund, darnach frage ich mich oft selbst vergeblich!“ — „Richtig,“ dachte der Wärter, „der Mensch ist irrsinnig. Ich muß die Polizei holen.“ Er ging und kam bald mit einem Beamten zurück, der den vermeintlichen Irren in Gewahrsam bringen sollte. Der Polizist wollte schon die Hand auf die Schulter des Gelehrten legen, als dieser sich umwendete und er ihn erkannte. „Sie wollen mich verhaften?“ fragte Schopenhauer erstaunt. — „Nicht doch, Herr Professor,“ lautete die verlegene Antwort, „der dumme Uebereifer dieses Menschen . . .“ — „Halt, halt,“ fiel der Philosoph ein, der nun den Zusammenhang durchschaute, „reden Sie nicht von dem Manne. Er hat mich bloß nicht verstanden. Es ist schon mancher für toll gehalten worden, der es nicht war. Was die Menschen nicht begreifen, gilt ihnen als Ausfluß der Verrücktheit. Wenn ich dem Herrn Aufseher einen Thaler schenke, dann wird er dies für sehr vernünftig erachten und mich künftighin nicht für einen Wahnsinnigen betrachten. Sehen Sie, so bin ich geheilt!“ Sprach's und reichte dem Wärter einen Thaler, und war der Mann von dem gesunden Geiste Schopenhauers nun überzeugt. K.



Einsalzen der Gurken. Noch feste, grüne, halbgroße Gurken werden sauber gewaschen und getrocknet. Ein Steintopf oder Einmachglas mit weiter Oeffnung wird abwechselnd mit Gurken, Dilldolden und Weichselblättern gefüllt und gekochtes, laues Salzwasser (nicht schärfer als eine stark gesalzene Suppe) daran geschüttet, ein Brettchen darauf gelegt und mit einem Stein beschwert. Sollte das Wasser verdunsten, muß wieder frisches nachgeschüttet werden.

Dem Ausschlage von Nußbaummöbeln vorzubeugen. Man wasche dieselben mit einem mäßig angefeuchteten Fensterleder unter Anwendung einiger Körperkraft. Der Uebelstand wird überhaupt vermieden, wenn die Möbel alle Woche in dieser Weise gereinigt werden, denn dann kann sich das wegen unvollkommenen Aufpolierens zeitweise ausschlagende Oel nicht mit Schmutz zu Schmutzflecken vereinigen. Zur Politur empfiehlt es sich am besten, aufgelösten Schellack zu verwenden, der in jeder Droguenhandlung zu haben ist; 1/4 Pfund guter Schellack ist mit 1 Liter Spiritus einige Tage gut verkorkt in einer Flasche stehen zu lassen, und dann ist die beste Poliertinktur fertig.

Wann und wie viel mal sollen die Gänse gerupft werden? Junge, noch im Wachstum begriffene Gänse soll man überhaupt nicht rupfen. Im ersten Jahre rupft man die jungen Gänse gewöhnlich einmal und zwar im Monat Juli und August, wenn sie völlig ausgewachsen sind, d. i. wenn sie die Flügel über dem Schwanz kreuzen. Besser und vorteilhafter wäre es ja, junge Gänse das erste Jahr gar nicht zu rupfen, ebenso alte Gänse während der Lege- und Mastzeit, da die Federgewinnung nur auf Kosten der körperlichen Entwickelung geschieht und während genannter Zeit Rupfen größere Nachteile bringt, als der Federwert beträgt. Gänse, die man ausschließlich der Federn wegen hält, werden gewöhnlich jährlich dreimal gerupft, und zwar im Frühjahr, Sommer und Herbst, wenn sie flügge sind. Flügge zum Rupfen sind die Gänse, wenn die Federn vollständig reif sind, d. i. wenn sie sich leicht ausziehen lassen und kein Blut mehr enthalten. Auch habe man darauf acht, daß eine Periode des Rupfens mit der Mauserzeit zusammenfällt. Während der Mauserzeit haben die Gänse alle 7—8 Wochen reife Federn, die dann ausfallen oder von ihnen, da sie einen beunruhigenden Juckreiz verursachen, ausgerupft oder abgebissen werden. Jetzt ist ein öfteres, behutsames Ausrupfen der reifen Federn geboten, weil sie sonst andernfalls verloren gehen.

Charade.

Am Ersten sieht's morastig aus,
Und mancher Kahlkopf schaut heraus.
Das Andere ist rund und weich,
Der Farbe nach dem Golde gleich.

Das zarte Dritte hast du gern,
Im Lenz erblüht es nah und fern.
Das Ganze blüht ringsum im Land,
Im Frühling an des Ersten Rand.

Julius Falck.

Diamanträtsel.

```
      1
    4 2 7
  5 6 3 3 1
1 2 3 4 5 6 7
  6 6 5 6 2
    7 6 2
      7
```

Setze an Stelle der Ziffern Buchstaben, dann wird in den Querreihen bezeichnet: 1) Ein Buchstabe. 2) Ein Kleidungsstück. 3) Ein Tier. 4) Ein alter Fluß. 5) Stadt in der Schweiz. 6) Eine Naturerscheinung. 7) Ein Buchstabe. — Die beiden Diagonalen geben je den gleichen Flußnamen. J. Falk.

Bilderrätsel.



Auflösung folgt in nächster Nummer.

Auflösungen aus voriger Nummer:

Des Arithmogriphs: **B**undesrath, **U**ranus, **N**atter, **D**eserteur, **E**rdbeere, **S**trauß, **R**astatt, **A**sbest, **T**ataren. — „Bundesrat.“ — Des Anagramms: Mosel, Moses.

Verantwortliche Redaktion von Ernst Pfeiffer, gedruckt und herausgegeben von Greiner & Pfeiffer in Stuttgart.